

Fischfang zu Pferd.

Garnelen-Fischerei an der belgischen Küste noch immer nach Urvärer-
methode betrieben.

Von H. Pitcairn-Knowles.

Nicht weit von der französischen Grenze, dort, wo die einsamen Dünen des belgischen Nordseestrandes sich am weitesten in das Inland erstrecken und ein kleines, von neugierigen



Reitender Fischer bei der Arbeit.

Men schen Augen wenig erforschtes Reich für sich bilden, liegen in weitverlassener Abgeschlossenheit die schlichten Hütten der Garnelenfischer von Corgbe inmitten einer unfruchtbaren Sanddüne, wo außer dem nutzlosen Dünengras nichts gedeihen will, wo kein grüner Baum, keine gietliche



Zug einer Fischerkolonne durch tiefes Wasser.

Blume, kein erfrischender Bach der Monotonie des leblosen Bildes entgegenwirken vermag. Eine wenig



Das Ausspannen der Netze.

verlorende Gegend, dieses Corgbe an der belgischen Küste, wo im Sommer die Sonnenstrahlen schattenlos auf Straßen und Menschen herniederbleiben wie an jenem Tag, als ich dessen Einwohner überraschte, um sie bei der

Ausübung ihres sonderbaren Berufs zu beobachten. Dieses unansehnliche, vereinsamte Fischerdörfchen zeichnet sich nämlich durch die Eigentümlichkeit aus, daß es weder einen Hafen noch Schiffe irgendwelcher Art besitzt und trotzdem den Fischfang in großem Maßstab betreibt. Es hat — fast klingt es wie ein Märchen — das Boot durch das Pferd ersetzt. Ein originelle Idee? — das muß man sagen, aber eine so praktische obenrein, daß man sich fragen muß, warum sie wohl nicht über die ganze Welt verbreitet ist.

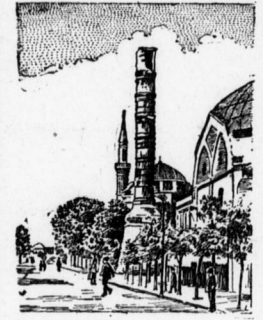
Viele Generationen sind vergangen seit jenem Tag, an dem die Vorfahren dieser farnamen Nordseefischer den eigenartigen Fischfang hoch zu Ross zum erstenmal praktisch erprobt haben. Seitdem ist die Kultur in raschen Schritten vorwärts geeilt, und auch im Fischerdörfchen räumen die Schläge auf Schlag sich folgenden Reformen mit den alten Sitten und Bräuchen auf, aber trotz alledem hat sich hier mitten im zivilisierten modernen Europa ein Stück aus vergangener Zeit vollständig erhalten. Mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit haben die Fischer Corgbes an den von ihren Urgroßvätern erdachten Methoden festgehalten, unbeeinträchtigt von der Sucht nach Neuerungen, treu dem Grundsatze, das Generationen hindurch vom Vater ererbte Gewerbe so lange zu erhalten wie möglich; und wer weiß, ob die Fortschritte der

Kultur dieses so fest eingewurzelte Prinzip niemals zu bannen imstande sein werden! Doch zerbrechen wir uns über die Zukunft dieser Garnelenfischer nicht den Kopf. Sehen wir uns lieber dieses interessante Bälkchen, wie es sich uns im zwanzigsten Jahrhundert vorstellt, vor allem aber seinen eigenartigen Beruf etwas näher an.

Es ist zur Zeit der Ebbe. In den kleinen Fischerhütten hinter den Dünen beginnt es sich zu regen; man rüstet sich zum Ausbruch nach dem Schauplatz des Pferdewerks, der zur Zeit des tiefsten Wasserstandes am günstigsten ist. Der weitergebräunte Fischer schwingt sich auf sein braves, geduldig harrendes Ross, auf dessen Rücken der als Sattel dienende Strohsack, zwei große Körbe und das Netz mit den Zugleinern befestigt sind. In dem weiten, baufälligen, wasserdichten Anzug, den bequemen „Südwesten“ auf dem Kopf, und mit den unpraktischen, in dieser Gegend jedoch geradezu obligatorischen Holzposteln als Fußbekleidung gewöhnt der sonderbare Reitermann auf dem

Die Konstantinsäule.

Die Konstantinssäule in Konstantinopel, oder die Säule mit dem Reifen, wie sie von vielen auch genannt wird, zählt zweifellos zu den ältesten Baudenkmalern in der Hauptstadt des türkischen Reiches, denn einst



Die Konstantinssäule in Konstantinopel.

hat sie das Forum Konstantins geschmückt. Wie unsere Abbildung deutlich zeigt, ist der untere baufällige Teil der Säule namentlich von einem späteren Mantel aus Mauerwerk umhüllt, und auch die Trommeln, aus denen sie zusammengesetzt ist, sind zum

Teil schadhast, sobald das eigenartige Bauwerk heute nur eine schlecht erhaltene Ruine ist. Und doch, welche interessante Vorgeschichte hat diese Säule nicht gehabt! Wie der Münchener Byzantinist Th. Preger nachgewiesen hat, ist sie ein Werk römischer Zeit und stammt aus Ägypten, das Konstantin ja ursprünglich zur Hauptstadt seines Reiches erheben wollte. Bei der Einweihung der Stadt Konstantinopel ließ Konstantin die Säule im Jahre 330 errichten, und sie trug damals eine Statue des Helios (des Sonnengottes), die angeblich von Phidias' Meisterhand herkam. Diese Säule und Statue ließ Konstantin nun „die Statue Konstantins“ benennen, und es ist nach den neueren Forschungen sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser, welcher dem Christentum durchaus nicht feindlich, in jener Zeit dennoch so wenig dem Heidentum entfremdet war, daß er sich in der dargestellten Figur des Helios verehren ließ. — Bei einem heftigen Sturm am 5. April 1106 stürzte die Statue von der Säule. Leider wurde sie hierbei so sehr zertrümmert, daß sie nicht wieder zusammengesetzt werden konnte. Auch die Säule selbst nahm damals starken Schaden. Sie wurde erst später durch Manuel Paläologus wieder restauriert, und ihre heutige Gestalt zeigt die ruinierten Reste dieser Wiederherstellung.

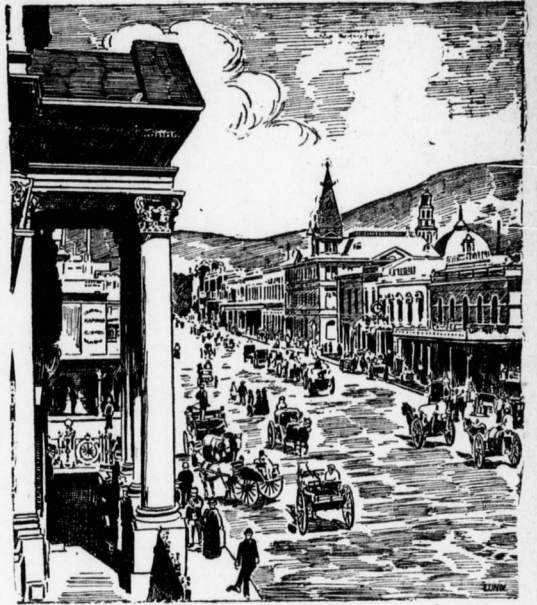


Der Fang wird dem Esel anvertraut.

gleichartigen Inhalt des Netzes auf dem Strand auszubreiten, von Seetang, Quallen und sonstigen unerwünschten Eindringlingen zu befreien und die zappelnden Garnelen, und was sich sonst noch Schbares eingefunden hat, in die Körbe zu befördern, ist das Wert weniger Minuten. Dann geht es zum zweitenmal hinaus in die Brandung, um auf dem Rückweg zum trauten Heim noch einige Kilometer abzufischen. Geradezu faszinierend sind die Intelligenz, die Arbeitsfreude und die Unerfrockenheit der Pferde, die sich oft weit in das Meer hinauswagen, wo die Wellen ihnen über den Köpfen zusammenstürzen. Stundenlang halten sie sich im Wasser auf und ertragen die oft beträchtliche Kälte ohne schlimme Folgen. Aber wie die Reiter die sich tüchtigen Stammes, der so zäh an Urvärer Gebäuden festhält, wenn auch nur langsam sich zu lichten bewegen, in dem gleichen Maß muß leider die prächtige Verdorbenheit immer mehr von der Bildfläche verschwinden.

Ob diese altertümliche Fischfangmethode anderswo eine Pflege findet, ist mir nicht bekannt. Auf meinen langen Wanderungen längs der Nordseeküste ist mir jedenfalls nichts Ähnliches zu Gesicht gekommen wie das originelle, malerische Bild, das die nur wenig bekannte Fischerkolonie Corgbes mit ihren Pferden bei der Ausübung ihres Berufs gewährt.

Adderley Strasse in Kapstadt.

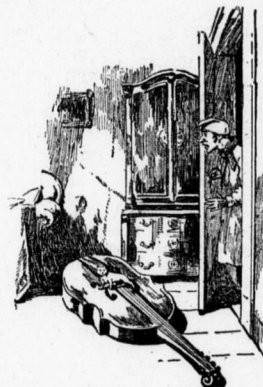


Keine Bausel! —
„Du Baul, bei uns muß Gener in der Schube sein.“
„Du würd' ich abber wüde un fahre aus'n Bedde.“

„Goddshrambach noch amal, wer soll denn hier ruhelschereeren Bärm veriben? Bei uns bricht doch Keener ein!“
„Ich schbede also mein Kopp reed beubusam durch de Dhiere und gucke in die Wonschubde. Da war tee Mensch drinne, nur der Mond schien helle zum Fenster rein.“

„Aber bleeblich heere ich ooch das verdüch'ge Gereisch. Harn Se, der Schred fuhr mir doch in alle Glieder. Hindern Kledderschranke tam's vor. Ich zibdere un bääbere von Angld, da beregd sich mid ein Wale meine Bahgeige, die da in der Ede lehdne, un fliagd mit färdberlichem Gedeeze zu Boden.“

„Hilfe, Meerder, Reiber!“ schreid Bauline im Bedde.
„Ich will gerade de Dhiere zuglabben un verriegeln. Da seche ich des Räßfels Leefung. Unfere kleine Kadze tommd nämlich ganz gemiedlich



Unfere kleine Kadze tommd nämlich ganz gemiedlich aus'n Schalloche von meiner Bahgeige rausgetroden. War das Dhierechen nich da mein gekledder un hadde naderlich nich wieder rausgetommd!“
„Mir fiel ä Schdeen von Herzen, wie ich das saht, un ich legde mich beruhigd wieder in Rah.“

„Raum bin ich aber wieder so ä bischen eingebuffelt, da weed mich Bauline bleeblich noch amal.“
„Du, Baul, in der Schube is wieder Gener!“

„Zu nu äb'n,“ sag ich, „sehd ward' ich das Kadgenwech aber nauschdelten!“
„Ich schbede aus'n Bedde un will in die Schube. Herrsches, schbedd da nich wärklich ä langer, weidher Gerl drinne und leed mid vorgefchredn Händen auf'n Kleederfchant zu!“

„Ich fahre zurid.“
„Bauline, ä Geshensd, ä Geshensd!“
„Baul, schidze Dei atmes, schwaches Weib!“ flüderd die zibdernd.
„Mid änn wahren Leevensmude greife ich under'sch Bedde, hole mein ligen Vaber sein alten Giraffierfädel vor und reidze die Stubendhiere auf.“

Da schbedd der Gerl midden in Zimmer un hald meine deire, geliebde Bahgeige in Händen. Mich habde er noch nich gefahn! Ich will mein Sädel aus der Schube reifen un gereire un zerre, aber das alde Dingt jagt nich raus. Da schmeiß ich'n weg, hubbe auf den Gerl zu un bad'n beim Gasse.
„Gald, Raufeshaten!“

Der unglamerd meine Bahgeige noch gramphofder, und sehd seche ich erschd, daß es ä Hausbewohner is, der iber mir wohn. Er



Da schmeiß' ich'n weg, hubbe auf den Gerl zu un bad'n beim Gasse.

heehd Florian Müller un is litrischer Dichter.
„Na, aber Müller, was geledern Se denn um die Zeit in scheensden Negligee bei mir zum Fenster rein?“

„Laf mich, o Erdwurm, der Rache Wert vollenben. Das Ungetim, das mich zum Wahnstun treibt, Laf mich's vernichten!“

beglamierd das Dhierechen mit Schenderschimme.
„Was woll'n Se? Meine Bahgeige vernichten? Nu aber naus!“
„Ich reidze dem Gerl mit Belebungsinschdrumend aus'n Händen un schubd'n zur Dhiere naus.“

„Ja, der Rache Wert! Und ich vollenben es doch! sagd er noch beim Rauschliegen.“
„Nu härtse, das ist meerschwendedes Hausfriedensbruch! Und wenn Se noch amal tommd, schid ich meine Bauline auf de Bollegel! Verschanden? Gude Nacht!“

Wiebend schmeiße ich de Dhiere zu un gebe wieder in die Wonschubde. (Er herrsches nee, harn Se; da scholbere ich doch in der Dunkelheeb iber meine Bahgeige un drebe den beieren Zischdrumende ä großes Loch in Bausch.)

„Glo'n Se mir, ich hääde bald geewend vor Rißgrung. Aber wie ich mir mein zerdrummeden Kliebing bei Lichte beguade, sagd ich ooch den



D' Shtener.
„Diandla, gib m'. g'schwind ä Vuffel Weidst denn niat, wach uff der Erd' Nu' das Luusdingd ia and're Vals scho' hod vercheuert weed.“
„Send denn Vuffel Luusdingd!“
„Zeit dreif's Dandla und werd trüab' Wie ma' Salz zum Stoch braucht, Braucht ma' d' Vuffle zu d'r Stab!“

Die Porta Aurea in Spalato.

Der Palast des Kaisers Diocletian in Spalato, eines der größten und wertvollsten Denkmäler aus der Römerzeit in der östereich-ungarischen Monarchie, sollte, wie von zahlreichen Tagesblättern gemeldet wurde, aus dem Besitze des österreichischen Fürsten in die Hände von Privatleuten übergehen. Wir freuen uns, diesen ver-



Die Porta Aurea am Palast des Kaisers Diocletian in Spalato.

breiteten Berichten gegenüber feststellen zu können, daß die Gerüchte von einem Verkauf des Palastes nach den neuesten Mitteilungen jeder Grundlage entbehren. Zugleich zeigen wir unierten Lesern im beigegebenen Bilde,

welches dem in der Hof- und Universitätsbuchhandlung Alfred Höber in Wien erschienenen „Führer durch Dalmatien“ von Reinhard E. Petermann entnommen ist, die Porta aurea, die goldene Pforte, welche den Haupteingang des gewaltigen Kaiserpalastes von der Landseite her bildet. Als Kaiser Diocletian sich am 1. Mai 305 n. Chr. regierungsmüde nach Salona, dem heutigen Spalato, einschiffte, gedachte er, in dem schon ein Jahrzehnt zuvor aufgeführten, gewaltigen Palaste sein an Kämpfen und Widerwärtigkeiten reiches Leben in Frieden zu beschließen; doch scheint er die ersetzte Ruhe auch dort nicht gefunden zu haben, denn man nimmt an, daß er sich im Jahre 313 selbst den Tod gab. Sein Palast aber hat ihn bis heute überdauert. Die dem Meere zugewandte Fassade hebt sich über eine Reihe niedriger Vorbauten empor und ist im ersten Stockwerk mit 38 dorischen Halbsäulen geschmückt, deren 52 eine luftige Galerie bilden. Heute ist in diese klassischen Ueberreste die ganze Altstadt des berühmten Spalato, Wohnungen für 3000 Menschen, hineingebaut. Vollkommen rein im Stil hat sich dagegen die Porta aurea erhalten, die den Zugang zum säulenumrahmten Vorplatz des Domes von Spalato erschließt. Denn ein merkwürdiges Spiel der Geschäfte hat die Gruft des letzten gewaltigen Christenverfolgerers seit mehr denn tausend Jahren zu einer dem Christengott geweihten Stätte umgewandelt.



Motiv aus Regensburg.